

Chloe Hooper

Der große Mann

Leben und Sterben auf
Palm Island

Aus dem Englischen
von Michael Kleeberg

liebeskind

Die Geister in der Gegend von Laura auf Kap York haben lange dünne Arme und lange dünne Beine und gehen, um Böses zu tun, nachts ungesehen um. Tagsüber ziehen sie sich in die Sandsteinfelsen der Region zurück und leben in den Spalten. In Schluchten und Klammern findet man auf Felswänden ihre ausgestreckten Körper in rotem Ocker und mit allsehenden weißen Augen gemalt.

Um sie zu finden, folgte ich einem Führer über schmale, Tausende von Jahren alte Fußwege einen steilen Anstieg hinauf. Oben angekommen, brüllte der Führer eine Begrüßungsformel, damit wir die Geister nicht verärgerten. Andernfalls, sagte er, kämen sie heraus und würden uns das Herz aus dem Leib schneiden.

Der kürzlich gefallene Regen hatte die jungen Bäume in leuchtendes Grün getaucht, und die aus den Felsen wachsenden Farne bildeten hängende Gärten. Hier war eine Wohnstätte für die Regenzeit, ein Verbund aus Findlingen und Höhlen, deren Wände und Decken mit mehreren Schichten von Malereien bedeckt waren, die vielleicht fünfzehntausend Jahre alt waren: Kängurus, Krokodile, Emus, Dingos, Yams mit ihren krummen Wurzeln, Waffen, Bienenstöcke mit Bienenschwärmen, Sterne, alles, was der Kosmos enthielt. Die Gemälde zeichnten Traumpfade oder Songlines auf und Wachstumsrituale: Die Pflanzen und Tiere wurden deshalb bildlich festgehalten, damit sie

sich vermehrten, damit die Fülle des Landes freigesetzt werde.

An einer Felswand ging die orange und braune Färbung des Sandsteins in moderne Malereien über: die Bilder zweier liegender Männer. Sie trugen rote Schirmmützen, blaue Hemden und waren unterhalb der Taille nackt, ihre Haut war in blassem, cremefarbenem Ocker gehalten. Beide Männer trugen Gewehre. Es waren Polizisten. Dieser Ort diente der Zauberei, *purri purri*.

Auf einer weiteren Höhlenwand, vielleicht einen Kilometer entfernt, hatte ich ein anderes Bild gesehen, das im späten 19. Jahrhundert gemalt worden war und einen Europäer zeigte, der Jodhpurs und Stiefel trug. Er war mitten in der Luft, hielt sich vergeblich an den Zügeln fest, während er von seinem Pferd abgeworfen wurde. Sein Gewehr flog ihm aus der Hand. Eine nackte Frau lag auf der Erde. Vielleicht hatte der Mann sie gestohlen. Das kam im Grenzland häufig vor. Wer immer dies gemalt hatte, wollte die Europäer töten, sie »verfluchen«, wie der Ethnologe W. E. Roth das vor einem Jahrhundert genannt hatte. Man konnte einen Mann »verfluchen«, sodass ihn der Blitz traf oder ein fallender Baum erschlug, obwohl es weder der Blitz noch der Baum gewesen sein würde, der ihn umgebracht hätte, sondern der Fluch. Die Aborigines nannten das jemand »besingen«.

Die Schwarzen versuchten auch, *purri purri* gegen die Gewehre der Weißen zu benutzen, diese magischen Objekte, die Donner und Blitz erzeugen konnten. Sie versuchten, die Waffen zu besingen und auch die »Früchte« oder »Kerne« der Waffen – die Patronen –, damit sie nicht geradeaus schossen. Aber die Ortsnamen entlang der roten

Sandpisten am Kap York erzählen eine andere Geschichte: Speer-Bach, Flinten-Bach, Doppellauf-Bach, Revolver-Bach. Laura war reich an Gold und Vieh. Wenn Aborigines die Tiere der Europäer mit dem Speer erlegten oder ihre Vorräte stahlen, rückten weiße Siedler und später Milizionäre – weiße und schwarze – aus, um sie zu »zerstreuen«. Ein Foto der berittenen Eingeborenen-Polizei von Laura zeigt fünf uniformierte Aborigine-Milizionäre mit Schirmmützen und Gewehren, die ihren groß gewachsenen weißen Kommandanten einrahmen.

Ich starrte auf die Männer im blauen Hemd auf der Höhlenwand und dachte, der innere Antrieb, sie zu malen, musste sehr ausgeprägt gewesen sein. Blaues Pigment ist eine Seltenheit, irgendjemand hatte einen hohen Aufwand betrieben, um diese Farben zu finden und zu mischen. Die kleinere der beiden Figuren hatte blaue Punkte als Augen, die größere braune und ein Kreuz, das für Nase und Mund stand.

Die braunäugige Gestalt war zwei Meter groß und lag horizontal da. Unter ihrem Hemd war sie ein Reptil. Ihre Haut war schraffiert wie die eines Krokodils, und zwar überall, samt Penis. Unter dem Mann erstreckte sich eine große Schlange, in rotem Ocker gemalt, über vier Meter der Höhlenwand. Die Zunge der Schlange berührte die Sohle seines nackten Fußes. Diese Schlange war das Mittel der Verfluchung. In ihrem Körper befanden sich schablonierte Handabdrücke, wie die Unterzeichner eines Todesurteils. »Ich verfluche deinen Fuß, ich verfluche deine Hand, ich verfluche dein Herz, deine Schulter, deinen Nacken«, sagte der Führer mit gelassener Stimme. Es handelte sich nicht um einen beliebigen Milizionär. Die Leute,

die ihn gemalt hatten, kannten ihn. Sie kannten seine Körpergröße. Sie kannten seine Augenfarbe.

Auf unserem Rückweg regte sich nichts im Busch. Das *purri purri* hatte nicht funktioniert. Einige Aborigines lebten hier oben bis Ende der Zwanzigerjahre wie Flüchtlinge. Aber die bewaffneten Milizionäre und die Grippe waren nicht aufzuhalten.

Während wir langsam wieder hinuntergingen, fragte ich den Führer, ob er Chris Hurley kenne, einen Polizisten, der früher in der kleinen Stadt Laura gearbeitet hatte. Er war groß, sagte ich, er maß zwei Meter. So viele Polizisten kämen hier durch, meinte der Führer, man könne sich nicht an alle erinnern. Aber er habe von dem Fall gehört. Jedermann in Queensland hatte vom Fall des Senior Sergeants Christopher James Hurley gehört.

DER TOD

Freitag, der 19. November 2004, muss ein brennend heißer Tag gewesen sein, so wie jeder andere Tag auch. Um neun Uhr morgens war es schon dreißig Grad, aufgrund der hohen Luftfeuchtigkeit schien es aber noch heißer zu sein. Senior Sergeant Chris Hurley hatte das Krankenhaus von Palm Island aufgesucht, nachdem die drei Nugent-Schwestern zusammengeschlagen worden waren. Die Schwester mit dem gebrochenen Kiefer würde nach Townsville überführt werden müssen. Die Schwester mit dem blauen Auge bat darum, nach Hause gefahren zu werden.

Zunächst lehnte Hurley ab, er habe zu viel zu tun. Aber Gladys Nugent, eine korpulente, sanftmütig wirkende Frau, hatte Diabetes und brauchte Geleitschutz, um sich ihren »Zucker« (Insulin) aus dem Kühlschrank von Roy Bramwell zu holen. Roy war ihr Lebensgefährte, und er war es gewesen, der soeben Gladys und ihre Schwestern verprügelt hatte. Um kurz nach zehn also brachten Hurley und Lloyd Bengaroo, der Kontaktbeamte für die Aborigines, sie zu Bramwells Wohnung in der Dee Street. Hurley sagte ihr, sie solle reingehen und direkt wieder herauskommen.

Der Senior Sergeant wartete solange in seinem Van. Er verkörperte den Archetypus des Sheriffs. Markant geschnittene Züge, tief liegende dunkle Augen in einem mar-

kanten, gut aussehenden Gesicht, groß gewachsen, vor Kraft nur so strotzend. Jedermann musste zu ihm aufblicken wie zu jemand, der auf einem Pferderrücken sitzt. Zwei Jahre zuvor war er zum Senior Sergeant befördert worden, mit vierunddreißig, und fungierte jetzt als Polizeichef von Palm Island. Unter seinem Befehl standen sechs weiße Polizisten und ein schwarzer Kontaktbeamter. Er war »der Boss«, hatte in wenigen Jahren eine rasante Karriere hingelegt.

Vor ihm lag das Meer, dicht hinter ihm erhoben sich die Berge. In der Dee Street war ein Haus lachsrot, das nächste dunkelblau, dann hellblau und türkis und gelb; eine tropische Mischung aus lauter knalligen Farben, die verbargen, dass in jedem zweiten Gebäude die Fenster zerbrochen waren, die Wände mit Graffiti beschmiert, und kleine Kinder zwischen herumliegenden Bierdosen spielten. Dies hier war Hurleys natürliches Umfeld, und der Tag war ein typischer Tag. Er hatte sich zu einer Kreatur des tiefen Nordens gewandelt, zu einem Spezialisten für die Ränder der sogenannten Zivilisation, Aborigine-Siedlungen und Grenzstädte auf Kap York oder am Golf von Carpentaria. Orte, wo die Straßen und Tage schimmerten, als lebe man in einem permanenten Fiebertraum – allumfassend, mit einer latenten Bedrohung. Es war wie eine perfekt inszenierte Halluzination.

Der Senior Sergeant hatte seine Ausbildung in Cairns gemacht und war als einundzwanzigjähriger Streifenpolizist nach Thursday Island versetzt worden, der Bezirksverwaltung für die etwa hundert windumtosten kleinen Inseln, die in der Straße von Torres liegen. Die lokalen Sitten setzen sich aus Elementen der Aborigine- und der

Papuakulturen zusammen, und die Leute sprechen ein Kreolisch, das als *Torres Strait Broken* bekannt ist (Eiligeis = Heiliger Geist; Lochi = Sex; Algita = Krokodil; Ad-dung = Gib acht; Poziss = Polizeibeamter). Das waren die tiefen Tropen, wo der Asphalt sich in der Hitze aufrollte und die Häuser schon beim Richtfest baufällig aussahen. Erst wenige Jahre zuvor hatte man dort die Porträts der Queen und die Karten, die das Empire zeigten, von den Wänden der Klassenzimmer genommen. Englische Missionare waren 1871 nach Thursday Island gekommen, um die Eingeborenen zu lehren, was »Scham« ist, ihnen beizubringen, Kleider zu tragen und – mehr oder weniger – mit allen Bräuchen der dunklen Zeit aufzuhören, als da wären: Kopfjägerei, Götzenanbetung und Hexerei. Die Ankunft der Missionare wurde noch immer jedes Jahr von den Bewohnern und christlichen Besuchern mit der Zeremonie »Die Ankunft des Lichts« gefeiert. Ein Boot ruderte durch die Korallenriffe und Mangrovensümpfe und brachte die Frohe Botschaft an Land, danach gab es einen Gottesdienst, Getrommel und ein Festessen mit anschließendem Tanz.

Hurley tanzte gerne. Er feierte gerne. Sein Charakter passte zu seinem Körperbau. Er schwang die Mädchen über die Schulter und wirbelte sie durch die Luft. Er stand überall im Mittelpunkt und gab Witze zum Besten, ein übermütiger, ausgelassener Bursche. Thursday Island hatte einen anderen Menschen aus ihm gemacht. Er erzählte einem befreundeten Aborigine, dass er einmal in einem Polizeiboot nach einigen Inselbewohnern gesucht hatte, die auf See verschollen waren, und sich darüber ärgerte, dass das seinen Plänen für den Abend einen Strich durch

die Rechnung machte. Dabei hatte er bemerkt, dass er Rassist war, und beschlossen, sich zu ändern.

Dieser Gesinnungswandel führte ihn tiefer ins Herz Australiens. Nach zwei Jahren auf Thursday Island verbrachte er die nächsten fünf auf Kap York: in Aurukun, Kowanyama, Bamaga, Pormpuraaw, alles Aborigine-Gemeinden oder solche von Bewohnern der Torres-Strait-Inseln, die von Missionaren gegründet worden waren, um die Eingeborenen vor der Gewalt der Grenzregionen zu beschützen und um »Licht in die Dunkelheit« ihres Lebens zu bringen. Heutzutage sind die meisten Kirchen verschwunden. Die Ortschaften haben sich in Armengettos verwandelt, mit Alkoholismus, Benzinschnüffeln, Brutalität, Verhaftungen und frühem Tod. In diesen Gemeinden und in den umliegenden Städten, Cooktown, Laura, Burketown, hatte Hurley eine Nische für sich gefunden. Dort gab es die letzten Rückzugsgebiete für Rassisten, Krokodiljäger, Kriegsveteranen, Eremiten und alle Arten von Esoterikern, außerdem lebten dort junge Lehrerinnen und Krankenschwestern und Polizisten, die feiern wollten und dann verschwinden. Aber Hurley hatte sich freiwillig für diese Gegend gemeldet. Und die Ortsansässigen schienen ihn zu mögen. Er war freundlich und konnte gut mit Kindern, mit denen er herumalberte oder Sport trieb. Auch die Alten mochten ihn, denn er schützte die Großmütter vor jungen Männern, die sie bedrohten, um an ihre Kreditkarten zu kommen.

Er hatte eine Zwischenetappe in der Zivilisation eingelegt, in Surfers Paradise, aber es schien ihn eher in raue Gegenden zu ziehen. Und Palm Island war so eine raue Gegend. In seinem ersten Jahr waren Geschichten über

die Grausamkeit hiesiger Kinder an die Öffentlichkeit gedungen. Die benutzten die Wildpferde auf der Insel wie Fahrräder und nicht wie Lebewesen aus Fleisch und Blut. Sie ritten sie in nassen Surfhosen, wovon die Pferde wunde Stellen bekamen von der Größe eines Serviertellers. Tierschutzinspektoren fanden heraus, dass die Jugendlichen die Tiere ins Wasser hinausritten, bis sie völlig erschöpft waren. Bis sie ertranken. Ein Pferd wurde draußen im Meer in einem Fischernetz gefunden. Ein anderes hirtot mit einem Eimer über dem Kopf. Die Kinder hatten den Eimer mit Benzin gefüllt. Eine trüchtige Stute war erstothen worden. Über die Wunden einer anderen hatte man Batteriesäure gekippt.

Ende 2004 hatte Hurley zwei Jahre auf Palm Island abgeleistet und sich gerade für ein weiteres Jahr verpflichtet. Er und die anderen Beamten fanden Ablenkung, indem sie Wanderungen oder Radtouren die Buschpfade entlang unternahmen, am Riff schnorchelten, mit dem Polizei-boot angeln gingen, zum Ärger der Einheimischen im Süßwasserreservoir Wasserski fuhren und heiße Abende mit Trinken und Billardspielen verbrachten. Jetzt aber saß er da und wartete auf Grace Nugent, die verprügelt worden und immer noch halb betrunken war und ihm vermutlich auch nicht für seine Mühen danken würde, sondern nur die Augen niederschlug, so wie sie es alle taten.

Durch die geschlossenen Fenster des Vans konnten er und der Kontaktbeamte Lloyd Bengaroo einen jungen Mann im Hof von Roy Bramwell herumpöbeln hören. Es war Gladys Nugents Neffe Patrick, ein dünner Junge, dessen Mutter eine der von Bramwell verprügelten Frauen war. Betrunken und high vom Benzinschnüffeln, wie er

war, galt sein »Scheiß Tuntenfotzen« den Polizisten. Es gibt in Palm Island »Schwuchteln« – Männer, die Frauenkleider anziehen, mit heterosexuellen Männern schlafen und von der Gemeinschaft akzeptiert werden –, aber für einige war »Tunte« immer noch eine schwere Beleidigung.

»Hörst du, was er da sagt?«, fragte Bengaroo.

Hurley stieg aus dem Van. Patricks Onkel saßen im Hof unter einer Palme und sahen zu. Schon am Vormittag war aus diesem Haus die Wache angerufen worden. Patricks Großmutter hatte die Polizei aufgefordert, ihn zu verhaften. Eine weitere Aufforderung brauchte Hurley nicht. Er stieg aus, um sich den jungen Mann zu greifen. Bengaroo hielt die Hecktüren des Polizeivans offen, während Hurley seinen Gefangenen in den Käfig steckte.

In diesem Augenblick ging Cameron Doomadgee barfuß vorbei. Er hatte seinen Hund Bulbush (»ein großer Jäger«) dabei sowie ein Rudel rötlicher Köter aus der Nachbarschaft. »Bengaroo«, sagte er zu dem Hilfspolizisten, »du bist schwarz wie ich. Warum hilfst du dann nicht den Schwarzen?«

Lloyd Bengaroo hatte ein zerklüftetes Gesicht und tief liegende braune Augen. Er war übergewichtig und ausgebrannt. Er war jenseits der fünfzig und in Palm Island aufgewachsen. Seit zwanzig Jahren arbeitete er als Kontaktbeamter bei der Polizei und hatte das Recht, Leute festzunehmen, aber mit der Zeit hatte sich seine Rolle verändert. Mittlerweile musste er helfen, die Kluft zwischen der Polizei und den Schwarzen zu überbrücken. Er durfte Straftäter nicht einmal mehr anfassen. Eigentlich sollte ihm das zugutekommen, ihm den Hass seiner Mitbewohner von der Insel ersparen, aber die Gemeinde sah Benga-

roo als »Wachhund« der Polizei, als »Zuträger« – und ließ ihn das auch permanent wissen. »Weitergehn, sonst wirst du auch verhaftet«, sagte Bengaroo zu Cameron.

Cameron Doomadgee, sechsunddreißig, war schlank und fit und stolz darauf. Er zog seine Angelfreunde damit auf, dass sie mehr Fett am Leib hätten als die Schildkröten, die sie jagten. Er konnte es sich nicht leisten, jeden Tag zu trinken, aber momentan war er in einem Dauerrausch aus Bier, Wein und »Goom«, einer Mischung aus Brennspritus und Wasser. Angesichts der Mengen, die er getrunken hatte, »ging er ziemlich gerade, schwankend, aber nicht in Gefahr hinzufallen«, laut Gerald Kidner, seinem Saufkumpan, der vor ihm hergegangen war.

Als Cameron etwa dreißig Meter zurückgelegt hatte – sagte Hurley später aus –, drehte er sich um und beschimpfte den Senior Sergeant. Lloyd Bengaroo meinte, er habe nichts gehört. Ebenso wenig Grace Nugent, die mittlerweile mit ihrem Insulin wieder im Van saß. Andere, die näher bei Cameron standen, glaubten sich zu erinnern, er habe *Who Let the Dogs Out?* gesungen, den einzigen Hit der Baha Men, der karibische Rhythmen mit schweren Bässen unterlegte. Der Song ging so:

Who Let the Dogs Out? (wuff, wuff, wuff, wuff)

Who Let the Dogs Out? (wuff, wuff, wuff, wuff)

Aber Chris Hurley, der bereits jede nur erdenkliche Beleidigung ertragen hatte, erkannte darin offenbar etwas Unflätigeres, und diesmal beschloss er, es nicht durchgehen zu lassen. Vielleicht war das »Scheiß Tuntenfotzen« nicht an ihm abgeprallt. Vielleicht hatte er noch die abfällige Be-

merkung gegenüber Lloyd Bengaroo im Ohr, der kürzlich um eine Versetzung nachgesucht hatte, nachdem er wegen Stresssymptomen im Krankenhaus behandelt worden war. Vielleicht dachte er an die drei Frauen, die gerade von einem Betrunknen wie diesem hier zusammengeschlagen worden waren. Vielleicht klebte in der Hitze auch ihm seine Uniform auf der Haut, und er konnte den Schweiß bis in die Haarwurzeln spüren, und die ganze Insel bebte, alles hier geriet außer Kontrolle, und er war der Einzige, der wieder Ruhe schaffen konnte.

»Wer ist das?«, fragte er.

»Cameron Doomadgee«, antwortete Lloyd.